

Sehnsucht und exzentrische Positionalität

Ein Beitrag Plessner'scher Färbung zur Verfaßtheit des Menschen

Richard Scheringer

Richard Scheringer, geboren 1981, verheiratet seit 2006, ein Kind.
Seit 2001 Studium der Philosophie, seit 2003 auch der Kulturwissenschaften in Leipzig.
Besondere Interessen: philosophische Anthropologie, Kulturphilosophie.

1. SEHNSUCHT	2
2. EXZENTRISCHE POSITIONALITÄT	3
a) Positionalität	3
b) Exzentrizität	3
3. SYNTHESE – WAS HAT EXZENTRISCHE POSITIONALITÄT MIT SEHNSUCHT ZU TUN?	6

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, eine Verbindung zwischen Sehnsucht und der menschlichen Verfaßtheit herzustellen. Wir wollen uns deshalb zu Beginn erlauben, ganz unbedarft nach der Sehnsucht zu fragen, resp. wie man sie umschreiben kann. Daraufhin werden wir Plessners Bestimmung des Menschen als exzentrisches positionales Wesen heranziehen, diese kurz erläutern, um dann im Anschluß zu untersuchen, was das für den Menschen als „sehnsüchtiges Wesen“ bedeutet.

1. SEHNSUCHT

Stellen wir uns also zunächst die Frage, was Sehnsucht ist.

Im Historischen Wörterbuch der Philosophie heißt es, das Wort bezeichne „ein[en] hohe[n] grad eines ...heftigen verlangens nach etwas, besonders wenn man keine hoffnung hat, das verlangte zu erlangen, oder wenn die erlangung ungewisz, noch entfernt ist“¹ Man sieht also, Sehnsucht läßt sich beschreiben als Sehnen, Streben, Verlangen, ein Gerichtesein eines Bewußtseins auf Etwas. Und wenn man sinnvoll von Sehnsucht sprechen möchte, darf dieses Etwas nicht ohne weiteres zu erlangen sein. Das Ersehnte muß also räumlich, und, oder zeitlich, wenigstens ein Stück weit, vom Hier-Jetzt entfernt sein.

Wir führen also folgende vorläufige Definition ein: Sehnsucht ist eine aktuelle Disposition des Bewußtseins, die sich durch eine Gerichtetheit, oder ein Streben auf

¹ Ritter, J. und K. Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 9: Se-Sp. Basel. 1995. S. 165f.

etwas Nicht-Hieriges oder Nicht-Jetziges, idealerweise sogar beides, auszeichnet. Damit ist auch klar, daß wir es mit einem grundsätzlich problematischen Zustand zu tun haben, problematisch zumindest für die Person, die Sehnsucht hat, denn sie möchte etwas, daß sie nicht haben kann.

Dies soll zur Einführung genügen, im kommenden soll das Vokabular, das Helmuth Plessner zur Bestimmung des Menschen benutzt, eingeführt werden.

2. EXZENTRISCHE POSITIONALITÄT

Plessner bestimmt den Menschen als exzentrisch positionales Wesen. Dies setzt sich aus den Begriffen positional und exzentrisch zusammen, daher wollen wir zunächst erläutern, was *positional* bedeutet, um uns im Anschluß daran der speziellen exzentrischen Positionalität widmen.

A) POSITIONALITÄT

Positionalität ist die gemeinsame Eigenschaft aller lebendigen Körper. Im Gegensatz zu toten Körpern grenzen diese sich von ihrer Umgebung selbst ab. Dies können sie aber nur im Werden, im Prozeß, und nur indem sie sich aber gerade auf das Umfeld, gegen das sie sich abgrenzen beziehen.² Positionalität ist ein ständiges Positioneinnehmenmüssen, eine aktive, dynamische Bezogenheit auf ein Umfeld, von dem sich abgrenzt wird.

Kurz gesagt, der lebendige Körper nimmt immer eine *Position* ein: Statt einfach nur raumerfüllend, ist er raumbehauptend³, er ist *gegen* seine Umgebung gestellt, statt bloß in sie hinein⁴ und der Prozeß ist die Weise seines Seins⁵.

B) EXZENTRIZITÄT

Das gilt, wie bereits bemerkt, für alle organischen Körper. Die spezifisch Menschliche Form der Positionalität ist allerdings die exzentrische.⁶ Die

² Plessner, Helmuth: Der Mensch als Lebewesen. in: ders.: Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie. Stuttgart. 1982. (ML). S. 9.

³ Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin/New York. ³1975. (SdOM). S.131.

⁴ SdOM. S. 131.

⁵ SdOM. S. 132.

⁶ ML. S. 10.

Exzentrische Positionalität ist eine Steigerungsform der zentrischen Positionalität, welche Plessner bereits den höheren Tieren zuschreibt.

Diese zeichnet sich dadurch aus, daß es eine phänomenale Mitte gibt, von der aus das Positioneinnehmen geschieht. Aus dieser Mitte heraus wird der eigene Körper auf das Umfeld bezogen, es gibt schon eine Art von Abgehobenheit vom eigenen Körper, d.h. er präsentiert sich unter einem Doppelaspekt.⁷ Das (höhere) Tier *ist* einerseits Körper, andererseits *hat* es ihn auch, d.h. es kann über ihn verfügen. Allerdings geht es noch völlig im Hier-Jetzt auf, „... es erlebt nicht – sich.“⁸

Exzentrisch heißt nun, daß diese Zentrierung, des Leibseins und Im-Leibseins immer noch voll vorhanden ist, aber daß der Mensch auch davon abgehoben ist. Das exzentrische positionale Wesen ist völlig nach dem Prinzip der Reflexivität organisiert.⁹

Der Mensch ist, zentrisch, in sich. Aber er ist auch von diesem Zentrum abgehoben, über dieser Mitte stehend, *ex*-zentrisch.

Was aber heißt das nun für den Menschen? Genauer: Was habe ich, als rückbezügliches Selbst, für ein Verhältnis resp. für Verhältnisse zu mir selbst?

Zum einen habe ich ein gewissermaßen dreifaches Verhältnis zu mir und meinem Körperleib. Einerseits *bin* ich mein Leib, andererseits *habe* ich ihn auch, d.h. ich kann über ihn verfügen, ihn als Mittel einsetzen. Drittens, *weiß* ich aber darum, daß ich „ich bin“ und „mich habe“, und kann mich so sehen, bin von mir selbst abgehoben.¹⁰ Diese Abgehobenheit reicht aber nicht so weit, daß ich ganz außer mir stünde, ich bin nach wie vor „drin“, in meinem Leib.

So kann ich mich auf äußere Objekte beziehen, etwas mit ihnen anstellen, sie erkennen, oder nur auf mich wirken lassen, genauso kann ich mich auf mich selbst beziehen, und versuchen, mich selbst zu erkennen. Dabei verbleibe ich aber doch in mir selbst, und kann so doch nie ganz hinter mich selbst kommen.

Entsprechend meinem dreifachen Verhältnis zu meinem Leib, zerfällt mein Weltbezug auch in eigentlich drei Welten, in denen ich je ein spezifisches

⁷ Vgl. ML. S. 9.

⁸ ML. S. 9.

⁹ ML. S. 10.

¹⁰ SdOM. S. 293.

Doppelverhältnis zu mir selbst habe. Diese drei Weltaspekte tragen, zumindest bei Plessner, die Namen Innenwelt, Außenwelt und Mitwelt.¹¹ Wir wollen aber an dieser Stelle nur auf Aspekte der Innen- und Außenwelt eingehen.¹²

Die zwei Aspekte, unter denen ich mich in meiner nicht-räumlichen Innenwelt wahrnehme, lauten Seele und Erlebnis¹³. Mich als Seele wahrzunehmen heißt, ich nehme mein Ich als zwar schon veränderliches, trotzdem aber unteilbares, immer und (für mich) ewig Vorhandenes wahr. Dies kann ich aber trotzdem immer nur im Erlebnis, d.h. in partikularen, zeitlich eng begrenzten Akten der Bezugnahme.¹⁴

In der räumlichen und materialen Außenwelt nehme ich mich gleichermaßen als Leib und Körper wahr. Als Leib bin ich der absolute Mittelpunkt der Außenwelt, um den herum sich alles entsprechend dem oben-unten, links-rechts, vorn-hinten anordnet. Gleichzeitig aber, als Körper, bin ich nur ein Ding unter vielen Dingen, an einer beliebigen Stelle des einen Raum-Zeit-Kontinuums, durch das ich mich bewege.¹⁵

Diese Gegensätze, oder Doppelaspekte, bestehen immer und sind nicht auflösbar.¹⁶ Die Einheit der Person ist keine vermittelnde Sphäre, sondern ein echter Bruch der menschlichen Existenz.¹⁷ Es ist also nicht so, daß ich mich für die eine oder andere Perspektive entscheiden kann, sondern sie sind immer beide vorhanden.

Dies soll uns zu den komplizierten Welt-Ich-Verhältnissen des Menschen genügen, die Doppelhaftigkeit des menschlichen Daseins ist klar geworden. Die Frage, die sich aufzudrängen scheint, ist folgende: Wie kann ich, als Mensch, dieser, meiner, Lebenssituation gerecht werden?

Wir wollen im folgenden nicht im entferntesten den Versuch machen, diese Frage lebenspraktisch zu beantworten, denn sie ist jedem Menschen selbst aufgegeben.¹⁸

Was sie aber zeigt, ist das Dilemma, das die exzentrische Position des Menschen mit

¹¹ Ebd.

¹² Die Mitwelt, als die „Geist“ fundierende „Sphäre“ des Menschseins wird in SdOM. S. 302ff. behandelt. Ein Eingehen auf sie würde an dieser Stelle, trotz aller Relevanz, zu weit führen.

¹³ SdOM. S. 295.

¹⁴ SdOM. S. 296.

¹⁵ SdOM. S. 294f.

¹⁶ SdOM. S. 296.

¹⁷ SdOM. S. 292.

¹⁸ SdOM. S. 309.

sich bringt. Wir sind von unserer Lebenssituation abgehoben und können sie überblicken und trotzdem stecken wir eben doch trotzdem genau in dieser Lebenssituation, müssen sie leben. Wir können sie zwar überschauen, aber trotzdem nie ganz durchschauen.¹⁹ Dem Dilemma können wir nicht entkommen. Als Menschen leben wir in einer Gebrochenheit.²⁰ Wir müssen uns zu dem, was wir schon sind, erst noch machen. Dies können wir aber nur im Vollzug.²¹ Wir können unser Leben also nicht einfach nur leben, sondern müssen es führen.²²

Mit der Reflexivität der exzentrischen Positionsform ist dem Menschen also die Direktheit und Unmittelbarkeit zu seiner Lebenssituation verloren gegangen. Er lebt sozusagen immer im Ungleichgewicht, ist ortlos, konstitutiv heimatlos, im Nichts stehend. Deshalb muß er etwas werden und das schafft er nur mit Hilfe der künstlichen Dinge, dem Werk.²³

Aber auch hier macht sich wieder die Dialektik des exzentrischen Daseins geltend.

Denn künstliche Dinge sind eben nur als solche existent, wenn sie zwar einerseits auf ihren Erzeuger verweisen, aber doch soweit von ihm ablösbar sind, daß sie ihm als objektiver Tatbestand entgegentreten können.²⁴

Damit ist der Mensch, sobald er Dinge schafft, produziert, eben sobald sie geschaffen sind auch schonwieder über sie, und damit über sich selbst, hinaus²⁵ und muß neue Dinge schaffen, um nicht wieder im Zwischen der Ortlosigkeit unterzugehen.

3. SYNTHESE – WAS HAT EXZENTRISCHE POSITIONALITÄT MIT SEHNSUCHT ZU TUN?

Was hat also die Sehnsucht mit der exzentrischen Positionalität, d.h. der Menschlichen Verfaßtheit, zu tun?

Wie wir gesehen haben, bringt es das Menschsein mit sich, daß man immer im Ortlosen-Zwischen steht. Das heißt natürlich nicht, daß wir permanent merken, daß

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd.

²² SdOM. S. 310.

²³ SdOM. S. 310f.

²⁴ vgl. SdOM. S. 311.

²⁵ SdOM. S. 341.

wir uns im Nichts befänden, doch diese Situationen, in denen sich die latente Unbestimmtheit unserer Verfassung bemerkbar macht, treten immer wieder auf. Und hier haben wir unsere Antwort. Sie lautet:

Die Sehnsucht *ist* dieses Ortlose Zwischen, in dem der Mensch über sich selbst hinaus ist, und doch nicht aus sich hinaus kann.

Als Gefühl, oder aktuelle Bewußtseinsdisposition, wie sie zu Beginn eingeführt wurde, hält sie freilich nur an, bis der Mensch sich wieder daran macht etwas Neues anzufangen. Das ändert grundsätzlich nichts an ihrer Permanenz. Problematisch ist das für den Menschen nur, wenn sie eben als aktuelle Bewußtseinsposition anhält. Wird sie als solche zum Dauerzustand, dann kann der Mensch nicht mehr Mensch sein, da er sich gewissermaßen selbst ins Nichts des Zwischen verortet. Er verweilt dann, wo er nicht verweilen kann.

Nun drängt sich aber die Frage auf, was, wenn er (der Mensch), doch in der Sehnsucht verweilt, und sich in ihr vertieft? Diese Frage drängt nach einer gewissen Genauigkeit.

Wenn ich in einem Gefühl der Sehnsucht verweile, passiert es normalerweise, daß ich anfangs, einen Ort der Sehnsucht zu kreieren, der wahrscheinlich nicht zu erreichen ist, oder vielleicht irgendwann einmal. Insofern manifestiert sich das Verlangen, die Gerichtetheit aber in etwas konkretem, und man *schafft* ja gerade etwas, dadurch, daß man sich auf diesen Ort richtet, ihn errichtet. Und sobald ich damit fertig bin, erinnere ich mich an mein „Gedankenkonstrukt“, es tritt mir als Geschaffenes, wenigstens als geschaffene Erinnerung wieder gegenüber. Ich habe mich also wieder vom Ortlosen Zwischen „abgelenkt.“

Das „in der Sehnsucht verweilen“, ist also nach unser hier gemachten Einführung gar keine Sehnsucht, sondern das Schaffen von etwas künstlichem, wenn auch nicht vollständig nach außen objektiviertem.

Das ändert natürlich nichts daran, daß es normalerweise Sehnsucht genannt wird. Wir sehen aber, daß es eigentlich unproblematisch geworden ist. Wirklich problematisch ist die Sehnsucht nur dann, wenn sie den Menschen davon abhält, sein Leben zu führen.